

JULI



Wenn Banken über Nacht zusammenkrachen, steht die Zeit gut für Visionen. Im 21. Jahrhundert wird es die bestechende Idee sein, für jeden Menschen einer Gesellschaft unabhängig von seiner wirtschaftlichen Situation einen festgelegten Lohn vorzusehen, für den keine Gegenleistung erbracht werden muss. Das ist alles andere als neu, denn schon seit Jahrhunderten geistert das Grundeinkommen in zahllosen Varianten und Namen durch die politische und ökonomische Ideengeschichte.

Die Zahl der Menschen, die an der Armutsgrenze leben, ist gross. Caritas fordert deshalb für die Schweiz eine Dekade der Armutsbekämpfung und möchte bis 2020 die Armut halbieren. Die Schere zwischen den unteren Lohnklassen und den Bestverdienern öffnet sich immer mehr. Wenn die Mittelschicht von unten wegschmilzt, gerät das Fundament der Demokratie immer mehr in eine bedenkliche Schiefelage. Das bedingungslose Grundeinkommen wäre ein Instrument, um dem gefährlichen Trend der ungleichen Verteilung entgegenzuwirken.

Viele Kunst- und Kulturschaffende leben in einem prekären Einkommensbereich und können von sich nicht behaupten, den entsprechenden Lohn für die geleistete Arbeit zu erhalten. Als Selbständige sind sie bereit, für wenig Geld zu produzieren und Überstunden in Kauf zu nehmen. Was sie tun, grenzt an Selbstausbeutung. Ihre Situation verschärft sich zusätzlich durch Lücken in der sozialen Absicherung.

Kulturinstitutionen sind andauernd finanziellen Belastungen ausgesetzt. Die Differenz zwischen Einnahmen und Ausgaben im Budget von Projekten kennen alle und der Minusbereich wird immer grösser. Die private und die öffentliche Kulturförderung helfen zwar aus, können aber der Ursache nicht entgegenwirken: Das bedingungslose Grundeinkommen würde in dieser Hinsicht an der Wurzel des Problems bei den Personalkosten ansetzen: Einig sind sich alle, Arbeit sollte so bezahlt sein, dass man davon leben kann.

Was steht denn dem Menschen zu? Und in welche Richtung soll es gehen? Sind Sie für oder gegen ein bedingungsloses Grundeinkommen? Wie würden Sie die Vision umgesetzt haben wollen? Und würden Sie endlich das tun können, was Sie schon lange wollten, wenn für Ihr Einkommen gesorgt ist? Uns interessiert Ihre Meinung. Schreiben Sie uns Ihre Ideen, Gedanken, Anregungen an redaktion@julimagazin.ch.

Andrina Jörg, Madeleine Rey, Redaktion

IMPRESSUM

JULI KULTURMAGAZIN
AARGAU
POSTFACH, 5001 AARAU
WWW.JULIMAGAZIN.CH
INFO@JULIMAGAZIN.CH

2. JAHRGANG, NR. 20
DEZEMBER 2011
AUFLAGE: 5800
ISSN 1663-8999

HERAUSGEBERIN:
INTERESSENGEMEINSCHAFT
KULTUR AARGAU
WWW.IGKULTURAARGAU.CH

VERLAGSLEITUNG:
KONI WITTMER
INFO@JULIMAGAZIN.CH

REDAKTION:
ANDRINA JÖRG,
MADELEINE REY
REDAKTION@JULIMAGAZIN.CH

MITARBEITER/INNEN
DIESER AUSGABE:
SIMONE BISSIG, ANNEMARIE
HUMM, ÎLE FLOTTANTE:
NICA GIULIANI & ANDREA
GSELL, SARAH KELLER,
ISABELLE KRIEG, NICOLE
MATHYS, CHRISTIAN
MÜLLER, CHRISTOPH STORZ,
JANE WAKEFIELD,
GÜNTI ZIMMERMANN

KORREKTORAT:
STEFAN WORMINGHAUS

GESTALTUNG:
BONBON, ZÜRICH

DRUCK:
EFFINGERHOF AG, BRUGG

COPYRIGHTS:
ALLE RECHTE VORBEHALTEN,
ABDRUCK NUR MIT
GENEHMIGUNG DER
HERAUSGEBERIN

REDAKTIONS- SCHLUSS

FÜR VERANSTALTUNGS-
HINWEISE UND AGENDA-
EINTRÄGE IN JULI
NR. 21, JANUAR 2012:
5. DEZEMBER 2011

PROGRAMM@JULIMAGAZIN.CH

ABO

JAHRESABONNEMENT: 50.-
GÖNNERABONNEMENT: 200.-

HANS BISCHOFBERGER
ABO@JULIMAGAZIN.CH

ANZEIGEN

KONI WITTMER
T 079 290 06 75
INSERATE@JULIMAGAZIN.CH

SEITE 24 FOKUS: KULTURIMPULS
GRUNDEINKOMMEN
VON CHRISTIAN MÜLLER

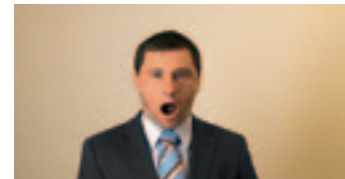
SEITE 25 FOKUS: ILLUSTRATION
VON SIMONE BISSIG

SEITE 26 FEDERLESEN:
SUSANNA PERIN UND
ANDREAS RÖSLI ÜBER
KULTUR UND GELD
AUFGEZEICHNET VON
ANDRINA JÖRG

SEITE 28 FOKUS: PREKÄRER WOHL-
STAND, FOTOGRAFIE
VON ISABELLE KRIEG

SEITE 29 EXIL/LOG: AUS
BANGALORE
VON CHRISTOPH STORZ

SEITE 30 BILDSCHIRM: «FISCHES
NACHGESANG»
VON ÎLE FLOTTANTE



SEITE 32 FOKUS: SCHMALES BUD-
GET, VOLLES PROGRAMM
VON ANNEMARIE HUMM

SEITE 33 KLEIN&FEIN: OX. ORT
GEPFLEGTER SUBKULTUR
VON GÜNTI ZIMMERMANN

SEITE 34 BLIND HINGESCHAUT: IM
BILD VON NICOLE MATHYS

SEITE 35 KOLUMNE: MUSIK IM
ZENTRUM
VON JANE WAKEFIELD

von Christian Müller

Wenn jeder Bürger und jede Bürgerin bedingungslos Geld zum Leben bekäme, würde vieles so bleiben, wie es schon immer war. Ein bedingungsloses Grundeinkommen könnte Gutes und Schönes bewahren. Der Versuch einer konservativen Perspektive.

Im Frühling 2012 wird in der Schweiz die eidgenössische Volksinitiative zur Einführung des bedingungslosen Grundeinkommens lanciert. Die Initiative verlangt, dass allen Menschen in der Schweiz monatlich 2500 Franken ausbezahlt werden, unabhängig davon, ob oder was man arbeitet. Damit soll mehr individuelle Freiheit und soziale Sicherheit für alle entstehen. Weitere Informationen:
www.bedingungslos.ch und
www.grundeinkommen.ch.

Zum Beispiel Flerden. Das Bündner Dorf liegt am sonnigen Heinzenberg und zählt 200 Einwohner. Von Chur herkommend erreicht man Flerden in zwanzig Minuten. Fernab von städtischem Lärm und Dreck findet sich der Reisende an einem romantischen Fleck Schweiz wieder, umgeben von saftigen Kuhweiden und schneeweiss überzuckerten Bergspitzen. Hier wird der gemeinschaftlich betriebene Brotofen noch wöchentlich eingeheizt, und die Leute wissen urchig Geschichten über das Dorf zu erzählen. Ein kleines Paradies.

Doch Flerden kämpft ums Überleben. Wie in anderen Randregionen wird es zunehmend schwieriger, die Ämter des Gemeinwesens zu besetzen, die Schule in der Gemeinde zu behalten und die Dorfbeiz zu bewahren. Zum Glück gibt es Daniel Bürgi. Der Gemeindepräsident, Familienvater und Revierförster stellt Neuzuzüglern das Bauland günstig zur Verfügung, falls sie beim Bauen den Minergie-Standard einhalten. Wenn immer möglich, bemüht er sich, seine Gemeinde in Schwung zu halten. Er weiss aber auch, dass es künftig immer schwieriger wird, diese kleinräumigen Strukturen zu erhalten. «Wenn wir uns regional nicht besser vernetzen, Gemeinden fusionieren und im Tourismus zusammenarbeiten, können wir bald einpacken», sagt Bürgi.

Ein Segen für die Region sind die landwirtschaftlichen Direktzahlungen. Die staatlichen Zuschüsse tragen je nachdem rund ein Drittel zum Betriebsbudgets eines Bauernhofs bei – und sind somit existenzieller Bestandteil der Branche. Ausserdem wird jeder zehnte Franken für Flerden im Schweizer Mittelland erwirtschaftet und per Finanzausgleich in die Berge geschickt. Noch gibt es Hoffnung für das Dorf.

Etwas weiter südlich ist alles anders. Zum Beispiel in den Abruzzen: Wer im Hochland von Mittelitalien unterwegs ist, trifft auf unzählige kleine Bergdörfer und alpine Städtchen, die längst abgeschrieben wurden. Die jungen Menschen haben sich verabschiedet und sind in die grossen Städte gezogen, weil es auf dem Land kein Geld zu verdienen gibt. Die Infrastruktur vergammelt, und das kulturelle Leben beschränkt sich auf die katholische Messe einmal die Woche. Hier ist die Landwirtschaft lediglich noch ein Hobby für Rentner. An einen staatlichen Finanzausgleich alla Svizzera ist nicht zu denken.

Wie würden sich das Bündnerland entwickeln und wie die Abruzzen, wenn jeder Mensch, dort wo er ist, ein gesichertes Einkommen hätte? Ein bedingungsloses Grundeinkommen, das jedem in gleicher Höhe ausbezahlt wird und an keine Bedingungen geknüpft ist, reicht für ein bescheidenes Leben. Um zusätzliches Geld zu verdienen, geht man einer Erwerbsarbeit nach, die über klassische Entlohnung entschädigt wird.

Mit Grundeinkommen gäbe es wieder ein Auskommen an den Rändern. Die Empfänger wären keine institutionellen Schreibtischtäter, sondern die einzelnen Individuen draussen im Feld. Zwar macht Grundeinkommen allein noch keine Entwicklung. Aber es könnte die Grundlage schaffen, dass ein Bergdorf so sein kann, wie es will. Grundeinkommen könnte Raum schaffen, Kultur und Traditionen zu leben. Vielleicht würde dann vieles wieder so werden, wie es früher einmal war. Die Kleinräumigkeit würde von den Menschen selber und ganz bewusst gewählt – und gelebt. Oder aber endlich alte Zöpfe abgeschnitten und alles neu und besser gemacht. Wenn für Einkommen gesorgt ist, müssen Menschen nicht mehr vom Land in die Stadt flüchten. Es dürfte endlich wieder vieles so bleiben, wie es bis anhin war. Somit wird die Einführung des bedingungslosen Grundeinkommens zum Projekt für konservative Visionen. Grundeinkommen als bewahrendes Instrument in einer immer chaotischeren Welt? So kann man das auch sehen.

CHRISTIAN MÜLLER FÜHRT ZUSAMMEN MIT DANIEL STRAUB DIE
«AGENTUR [ZUM] GRUNDEINKOMMEN» IN ZÜRICH, CM@BEDINGUNGSLOS.CH



SIMONE BISSIG

SUSANNA PERIN UND ANDREAS RÖSLI
ÜBER KULTUR UND GELD

nachgefragt und aufgezeichnet
von Andrina Jörg

Andreas Rösl, du kennst als Treuhänder die Welt des Geldes, bist aber auch in der Kultur aktiv. Wo siehst du Parallelen, wo Differenzen im Verhalten der Akteure innerhalb der beiden Bereiche?

AR: Etwas plakativ könnte man sagen, die Welt der Kultur benötigt Geld, um Kultur zu machen; die Welt des Geldes hingegen benötigt Geld, um Geld zu machen. Leider ist in der Welt des Geldes die Kultur des Geldmachens durch die Kultur der Gier ersetzt worden.

Die Kulturakteure regen mit ihrer Tätigkeit und ihren Produkten an, provozieren oder verschönern, die Finanzakrobaten hingegen benützen die Kultur zur Wertsteigerung. Die PR-Abteilungen der Firmen wollen mit dem Engagement in der Kultur primär das Image des Unternehmens pflegen und weniger Kultur fördern.

Als Kulturmanager hast du sowohl die Kultur wie auch die Finanzen im Auge. Gehört für dich die Finanzierbarkeit und die Lukrativität eines kulturellen Projekts zusammen?

AR: Als Kulturmacher ist es unabdingbar, sich in die Welt des Geldes einzudenken, um erfolgreich seine Anliegen einzubringen. Wenn mit Lukrativität finanzieller Erfolg gemeint ist: nein. In seltenen Fällen sind Projekte lukrativ. Glücklicherweise ist, wer ein Projekt finanzieren kann, das den Beteiligten einen angemessenen Beitrag ausbezahlt und mit Null abrechnen kann. Finanzielle Kompromisse sind üblich, besonders zu Lasten der beteiligten Künstler/innen.

Susanna Perin, du bist Künstlerin, Kulturschaffende und Leiterin der Geschäftsstelle visarte.aargau. In deinen verschiedenen Tätigkeiten beschäftigst du dich unter anderem mit der Rolle des Künstlers als Leitbild einer neoliberalen Gesellschaft. Kannst du das etwas ausführen?

SP: Durch die Verlagerung der Produktion in Billiglohnländer ist die westliche Welt zur Dienstleistungs- und Kommandozentrale und zur Treibkraft der Globalisierung geworden. Die hiesige Gesellschaft braucht also keine traditionellen Arbeitnehmer/innen mehr, sondern einen neuen Prototypen: Er verfügt über gute Bildung, zeigt einen souveränen Umgang mit unvorhergesehenen Ereignissen, besitzt unternehmerisches Denken und Kreativität, um den Anforderungen eines

flexiblen Arbeitsmarktes zu genügen, der immer weniger Sicherheit gewährleistet und für die Arbeitenden immer prekärer werdende Bedingungen schafft. Das klassische Künstlersubjekt kommt diesem idealen Bild nahe: selbständig, motiviert, da von der Illusion getragen, jederzeit unabhängig zu sein.

Und wieso machen die Kulturarbeiter/innen dieses Spiel mit?

SP: Wir sind noch immer im Glauben, für unsere Ideologie der Autonomie zu leben, während wir meist unbezahlt an unserem Werk arbeiten, uns zusätzlich in schlecht bezahlten Jobs wiederfinden. Wir arbeiten pausenlos und sind dabei unglaublich ausbeutbar. Wir sind betroffen, aber auch Motor der Entwicklung.

Was wären sinnvolle Ansätze der Kulturschaffenden, um dieses Paradox zu hintergehen?

AR: Die neoliberale Gesellschaft beinhaltet die Freiheit, auf ein Angebot ohne Verpflichtung zu reagieren, also Kultur zu kaufen, wenn es «passt». Die Welt des Geldes lässt sich diese Freiheit nicht nehmen. Nun kommt die Welt der Politik ins Spiel. Ein vom Staat zugesichertes Grundeinkommen könnte eine gewisse finanzielle Freiheit gewährleisten und wäre eine materielle Anerkennung der volkswirtschaftlichen Leistung der Kulturschaffenden, denn meist kann man ja nicht leben von der eigenen Kunst. Die Erwartung wäre also, dass sich der Staat bzw. die Gesellschaft an den Kosten beteiligt. Wer zahlt, befiehlt: muss also von Argumenten überzeugt werden. Der Staat spricht zwar zurzeit Gelder in Form von Stipendien und Fördergeldern, diese reichen jedoch nirgends hin. Man müsste also auf politischer Ebene vorgehen.

SP: Das Problem ist: Wir Kulturakteure sind meist Einzelkämpfer/innen und sehen uns im Rennen um Erfolg und Anerkennung als Konkurrenz. Doch Künstlerinnen und Künstler aller Sparten arbeiten im Grunde genommen gemeinsam am Projekt Kultur. Wir bringen das Wissen und die Kultur weiter, die Produktionsmittel liegen in unserer Hand. Aus dem, was wir erschaffen, nähren sich nachher ganze Wirtschaftszweige, zum Beispiel die Kreativwirtschaft, welche wiederum dem Dienstleistungssektor die Tür öffnet. Die Entwicklungskosten werden dabei jedoch den Kulturproduzenten überlassen. Wir sind Entwickelnde und Grundlagenforschende einer Sprache, die später vereinnahmt und verwertet wird. Wir aber bleiben bei diesem Wertschöpfungsprozess aussen vor. Um wirklich etwas zu bewegen, müssten wir uns politisch organisieren und am selben



Strick ziehen. Wir müssen für unsere Rechte ein- stehen und uns spartenübergreifend solidarisieren.

Wie sieht die finanzielle Sicherheit der Kulturschaffenden in der Schweiz aus?

SP: Das Bundesamt für Kultur (BAK) hat 2007 eine Studie veröffentlicht, die aufzeigt, dass im Kulturbereich und in der Kreativbranche atypische Arbeitsverhältnisse wie selbständige Erwerbstätigkeit, Teilzeitarbeit, befristete Anstellungen und Mehrfachbeschäftigung exorbitant über den Durchschnittswerten der arbeitenden Bevölkerung liegen. Viele sind zudem unterversichert.

AR: Es bestehen Versicherungsangebote, die auf die besondere Situation der selbständig arbeitenden Kulturschaffenden zugeschnitten sind. Die Krux ist, dass diese die Beitragskosten gesamthaft begleichen müssen. Es gibt keinen Arbeitgeberbeitrag wie für unselbständig Erwerbende. Die Einkommen der Kunstschaffenden sind mehrheitlich so tief, dass kein Geld übrig bleibt für die Prämien, geschweige denn fürs Sparen.

Was sollte Eurer Meinung nach vom Staat in dieser Situation gefordert werden?

SP: Die Frage nach der sozialen Sicherheit der Kunstschaffenden wird in der Schweiz nicht wirklich ernsthaft behandelt. Bis heute ist nicht klar, wer dafür verantwortlich sein sollte.

In der Zwischenzeit haben Berufsverbände, z.B. die Visarte, Zugänge zu Pensionskasse, Taggeldkasse und Versicherung eingerichtet. Trotzdem ist das Problem, wie Andreas sagt, noch nicht behoben. Meiner Meinung nach wäre das Modell der Künstlersozialkasse in Deutschland erstrebenswert. Bei niedrigen Einkommen würde der Staat bei den Sozialversicherungen die Rolle des Arbeitgebers übernehmen.

Wäre das Modell eines bedingungslosen Grundeinkommens, wie es die gleichnamige Initiative postuliert, eine Alternative zum heutigen Gesellschaftsmodell?

AR: Ich finde die Idee im Grundsatz interessant. Vor allem auch für den kulturellen Bereich. Es könnte finanziell und administrativ eine grosse Entlastung der sozialen Verwaltungen bringen. Die Reduzierung oder Sistierung der Steuern, insbesondere für Besserverdienende, ist für mich aber sehr fraglich.

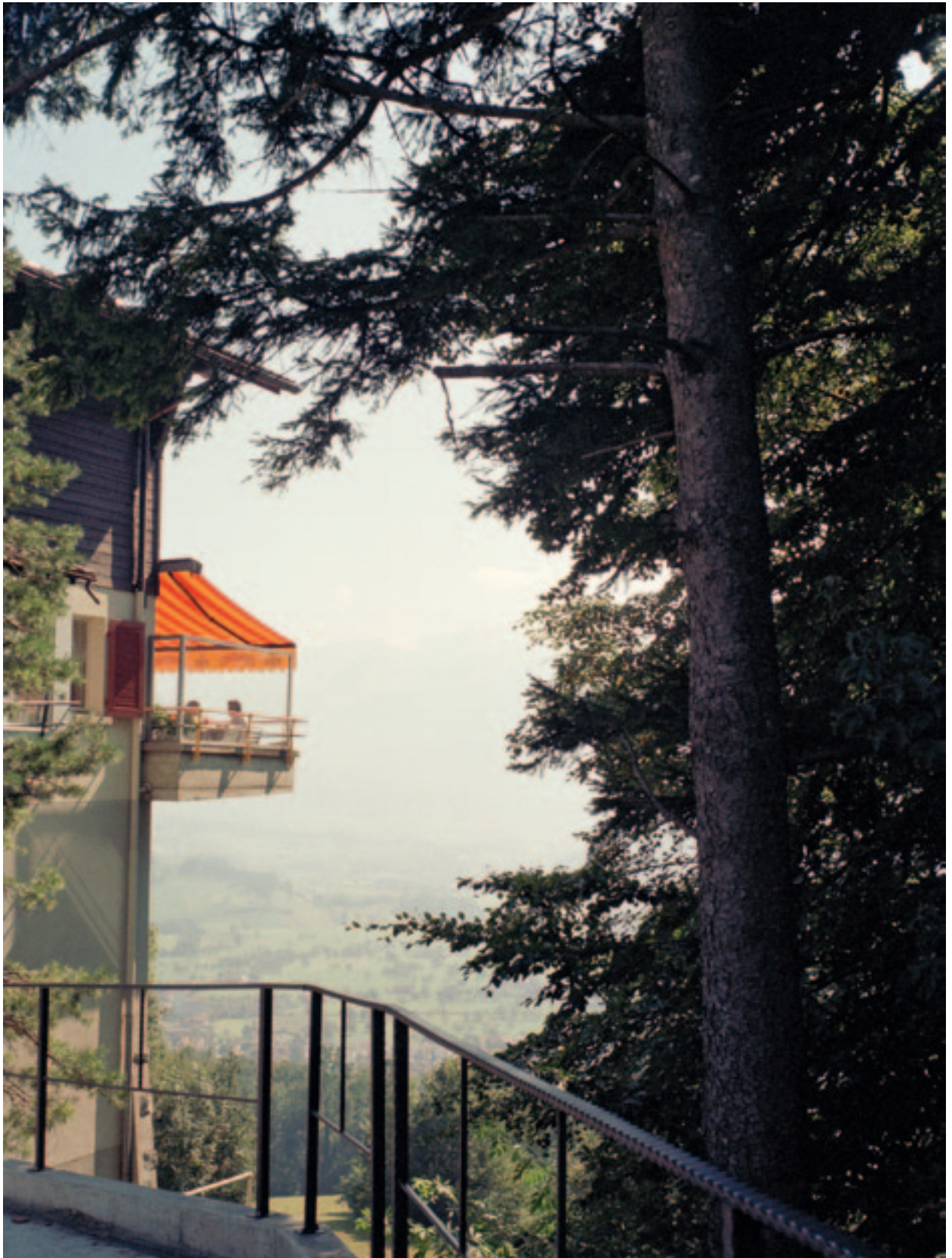
SP: Da sich die Arbeitswelt in den letzten Jahren stark verändert hat, ist es sicher sinnvoll, alternative Gesellschaftsordnungen zu entwerfen, um nach Lösungen für einen neuen Verteilschlüssel des Sozialprodukts zu suchen. Die Kräfte, welche die Idee des Grundeinkommens in der Schweiz vorantreiben und in der Kulturszene Fuss gefasst haben, stehen wirtschaftlichen Kreisen nahe. Es kursieren Vorschläge, die anfallenden Kosten bei Einführung eines Grundeinkommens ausschliesslich über die Mehrwertsteuer zu finanzieren. Alle übrigen Steuern würden zugunsten der Mehrwertsteuer dafür abgeschafft. Durch dieses Finanzierungsmodell würden niedrige Einkommen enorm belastet und hohe Einkommen entlastet. Das finde ich sehr problematisch. Eine noch ungleichere Gesellschaft mit neoliberalen Superstrukturen wäre dann das verheerende Ergebnis.

Gibt es denn noch andere Gruppierungen, die sich zu diesem Thema äussern?

SP: Viele Gruppen, die sich im europäischen Raum mit derselben Thematik auseinandersetzen, haben sich in einem Netzwerk, dem «Basic Income European Network» (BIEN) zusammengeschlossen. Die Organisation B.I.E.N. – CH, die in der Schweiz aktiv ist und mir seriös erscheint, hat im Oktober 2010 das Buch «Die Finanzierung eines bedingungslosen Grundeinkommens» publiziert. Leider ist dieses Buch in der hiesigen Kulturszene zu wenig bekannt. Es ist verfrüht, über ein sinnvolles, seriöses und gerechtes Finanzierungsmodell zu sprechen. Ich finde aber auf jeden Fall, wir sollten kritisch sein und genau beobachten, woher der Wind weht.

SUSANNA PERIN IST KÜNSTLERIN UND KULTURSCHAFFENDE. SIE IST MITGLIED DER ARBEITSGRUPPE KULTURPOLITIK VISARTE. AARGAU UND LEITET DIE GESCHÄFTSSTELLE VON VISARTE. AARGAU.

ANDREAS RÖSLI IST BETRIEBSÖKONOM UND LANGJÄHRIGER KULTURVERANSTALTER. ER IST INHABER DES BÜROS «TREUHAND MIT KULTUR» IN BRUGG, WELCHES U.A. AUF FINANZIELLE UND STEUERLICHE FRAGEN IM KULTURBEREICH SPEZIALISIERT IST.



AUS BANGALORE

von Christoph Stors, 29. Oktober 2011

Seit Beginn meines Erwachsenenlebens übte ich mich in der zweifelhaften Kunst, wie ich mir die Unverhältnismässigkeit der Werte von Währungen und Dingen zunutze mache, wenn man den Luxus hat zu leben, wohin einen der Wind trägt (und das unverdiente Glück auf der richtigen Seite der Ungleichheit geboren zu sein). Ich entdeckte, dass die simple Lebensqualität an Orten mit weniger Reichtum grösser und essenzieller sein kann. Man könnte mich daher als reziproken Wirtschaftsflüchtling bezeichnen.

Das Eigenartige bei dieser Lebensweise ist, dass ich nie ein für alle Mal fortging. Ich pendelte. Ich lebte in Rom, Wien, dann in Indien, und es versteht sich, dass das immer auch hiess: und in der Schweiz. Einmal hatte ich drei Wohnsitze.

Als ich meine Frau kennenlernte, eine indische Künstlerin, die von Anfang an klar machte, dass sie von Indien aus arbeiten wolle, bedeutete das für mich sogar, dass ich mich eher wieder mehr in der Schweiz niederliess. Da ihre für Indien ungewohnten Arbeiten Anfang der 90er-Jahre dazu führten, dass Verdienstmöglichkeiten ausblieben, lebte ich jeweils wie ein italienischer Saisonnier für ein paar Monate in der Schweiz ein no-nonsense Leben, um den grossen Teil des Einkommens nach Indien mitzunehmen. Meine Arbeitsmaterialien wurden billiger. Ich jobbte, wenn es sein musste und erlaubte mir keine Eskapaden. Ich fand die fast subversive Aufgabe anregend, dass es möglich war, mit einem Jahresumsatz unter der so genannten Armutsgrenze nicht nur hier meine Bücher in Ordnung zu halten, sondern auch in Indien nichts zu ermangeln. Seit 2005 ist diese Lebensweise so nicht mehr notwendig. Die internationale Karriere meiner Frau lässt die Geschichte der (Un-)Verhältnismässigkeit von Werten, Währungen und Dingen etwas anders ausschauen. Ich bin mir heute nicht mehr so ganz gewiss, auf der richtigen Seite der Ungleichheit zu sein.

Wenn sich einer wie ich selber ins Land, wo der Pfeffer wächst, wünscht, kann das zur Folge haben, dass sein Beruf gebangalored wird, ausgesourced an

einen, der es billiger macht, und dies gerade vor meiner Nase. Sein Name ist Oarsed. Ein Herr Friedman hat ein Buch geschrieben, in dem er Bangalore zur Drehscheibe einer neuen Welt erklärt, die flach sein soll, in der es keine Ferne mehr gibt und Menschen einem hinter falschen Namen versteckt von Gott weiss woher telefonisch den nächsten Weg zum Pizzacorner erklären. Daher bin ich eigentlich auch nur fort in den Köpfen der wenigen Menschen, die mich vermissen, und stehe fast gewohnheitsmässig in einem riesigen Hiesigen, wenn auch zuweilen zugegebenermassen etwas neben meinen Schuhen.

Spätestens seit der Ausstellung Namen Inhaber, ein Gerücht mit geschützten Titeln, 2001, beinhaltet für mich die Frage nach der Konstruktion der Kunst auch die Konstruktion der Künstlerfigur. Es scheint, dass der zurzeit (wie lange noch?) dominante Thatcher'sche Kulturbegriff einem eher das Thematisieren einer sozialen Persona, einer Maske, abverlangt als die Wunden des Ichs zu zeigen, von dem Rimbaud sagte, dass es ein anderer wäre.

Wir leben alle in einem Sammelsurium falscher Sprachen, das ist vielleicht gar nicht schlecht.

In Bangalore versucht die Künstler-Initiative, bei der ich mitdenke, zuweilen, den auf End-Resultate fixierten, einsamen Künstler-Hero in uns allen temporär auszublenden und mehr auf kollektive Prozesse und Nebeneffekte zu achten. Doch ob Kunst nun Bilder herstellt oder Situationen, was machen wir mit der These, Kunst sei das Gegenteil von gut gemeint?

CHRISTHOP STORZE, WHO TOWARDS THE END OF HIS STAY HERE HAD MUTATED INTO TIPTOP, WAS BORN 1952 AS CHRISTOPH STORZ IN SWITZERLAND AND LIVED AS KRISHNAPPA (TO HIS MOTHER-IN-LAW) IN BANGALORE SINCE 1992. HE IS ACTIVELY INVOLVED IN THE BANGALORE ARTIST COLLECTIVE BARI (AS KRISTOFF). A TRAINED VISUAL ARTIST (WHO STUDIED IN ROME, VIENNA AND MYSORE) HE HAS BEEN EXHIBITING WIDELY, RECENTLY AS CRISTOF STROSZ AT RED DOT GALLERY IN SRI LANKA, AS ESTEE OARSED AT SAMUHA AND AS S.T. OARSED AT SKE IN BANGALORE. WHILE HIS WORK HAS AN UNDER-COVER TENDENCY TO REPEAT ITSELF, HIS NAME IS SUBJECT TO CHANGES.

«FISCHES NACHGESANG» VON ÎLE FLOTTANTE | NICA GIULIANI & ANDREA GSELL

Die Audio- und Videoinstallation «Fisches Nachgesang» greift die aktuelle Wirtschaftslage als belastete Thematik auf und setzt sie mit Poesie und Leichtigkeit ins Bild. Auf fünf chorähnlich aufgestellten Monitoren rezitiert je eine Figur der Finanzwelt das Gedicht «Fisches Nachtgesang» von Christian Morgenstern stumm vor sich hin. Zeitgleich ist eine sirenenartige Stimme zu hören, welche die grafische Darstellung des stetig aktualisierten SMI-Kursverlaufs wie eine Melodie interpretiert. Die vermeintliche Kakophonie der singenden, aufgeplusterten Finanzhaie in Anzug und Schale klingt daher stündlich anders. Seit ihrem Studium der Medienkunst an der Fachhochschule Aargau arbeiten Andrea Gsell, Brugg und Basel, und Nica Giuliani, Basel, zusammen. Neben der Auseinandersetzung mit dem öffentlichen Raum, in dem sie immer wieder Interventionen vornehmen, steht das Interesse, mit neuen Medien Erzähl- und Erfahrungsräume zu schaffen.

WWW.ILEFLOTTANTE.CH

DAS DUO IST GAST AN DER AUSWAHL 11, AARGAUER KUNSTHAUS, AARAU

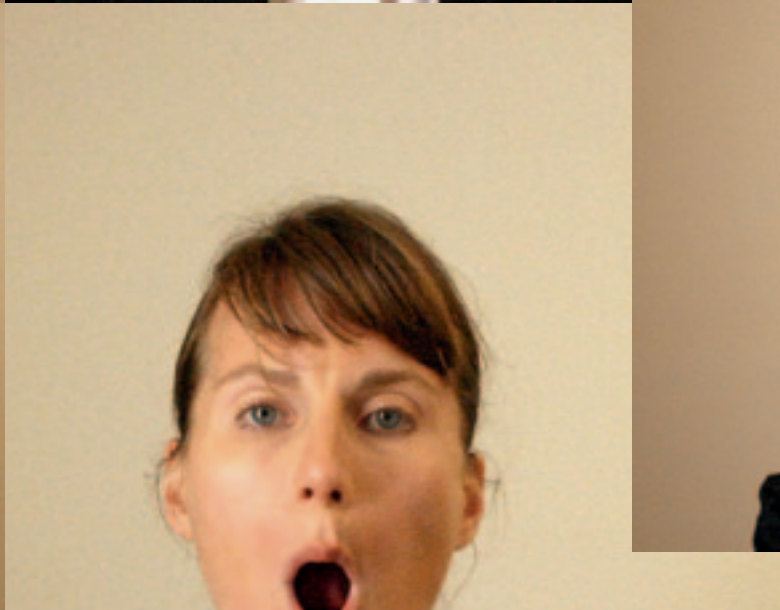
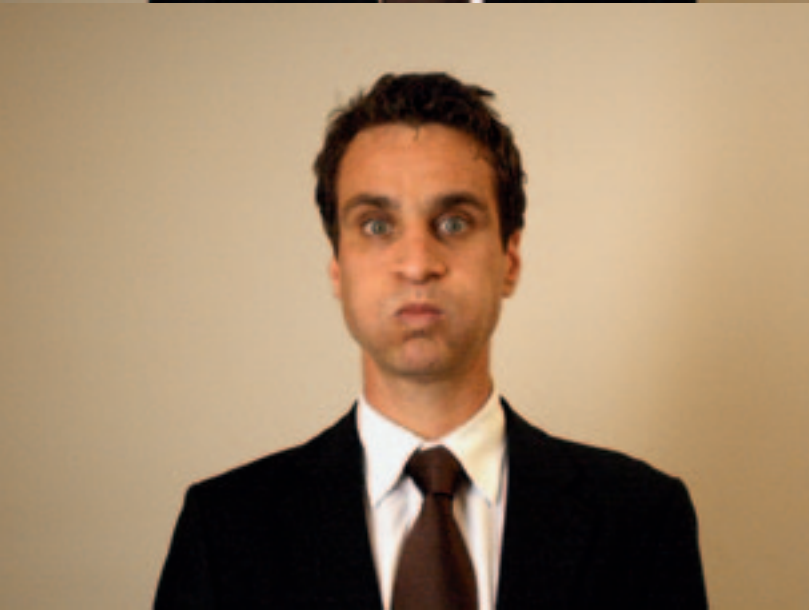
VERNISSAGE: 2.12.2011, 18 UHR
AUSSTELLUNG: 3.12.2011 – 8.1.2012

ROUND TABLE: FAIR TRADE ODER HAPPY FEW. ÜBER DIE HERAUSFORDERUNGEN UND CHANCEN DER KÜNSTLER/INNENFÖRDERUNG: 11.12.2011, 11.30 UHR

WWW.AARGAUERKUNSTHAUS.CH



PREKÄRER WOHLSTAND, 2002, FOTOGRAFIE VON ISABELLE KRIEG. SIE STUDIERT AN DER KUNSTHOCHSCHULE LUZERN, ARBEITET IM BEREICH INSTALLATION, PERFORMANCE UND FOTOGRAFIE UND LEBT IN ZÜRICH UND BERLIN.





SCHMALES BUDGET,
VOLLES PROGRAMM

von Annemarie Humm

Die KulturLegi der Caritas ermöglicht Menschen mit tiefem Einkommen Vergünstigungen für Angebote im Bereich von Kultur, Bildung, Sport und Freizeit. Der Rabatt beträgt 30 bis 70 Prozent.

Wer am öffentlichen Leben teilnehmen kann, ist integriert und hat soziale Kontakte. «Dabei sein, auch mit wenig Geld» ist das Motto der KulturLegi. Wir leben heute in einer Vererbungsgesellschaft. Es wird nicht nur viel Geld vererbt, sondern auch Armut. Wer wenig Geld hat, spart oft am Ausgang und lebt isoliert. Soziale Kontakte und Beziehungen sind jedoch in der heutigen Gesellschaft sehr wichtig. Wohnungen, Arbeits- und Lehrstellen werden oft durch persönliche Beziehungen gefunden.

Die KulturLegi ist 1996 als Selbsthilfeprojekt der IG Sozialhilfe in Zürich gestartet. Die Idee wurde von Caritas in den Kantonen Bern, Zürich und in der Zentralschweiz weiterentwickelt. Seit Januar 2011 ist die KulturLegi auch im Aargau erhältlich. Über 100 Institutionen aus den Bereichen Kultur, Sport und Bildung gewähren 30 bis 70 Prozent Rabatt. Viele haben spon-

tan zugesagt, da sie die Problematik des schmalen Budgets kennen. Andere konnten überzeugt werden, dass sie dank der KulturLegi mehr Besucherinnen und Besucher erreichen werden: jene, die sich vor jedem Besuch einer Veranstaltung zweimal überlegen, ob ein Eintritt wirklich drin liegt, oder ob das Geld besser gespart werden soll.

Das Angebot im Aargau ist attraktiv und reicht von verschiedensten Bibliotheken, Museen und Theatern bis hin zu Schwimmbädern oder dem Rolling Rock in Aarau. Die KulturLegi ist ausserdem in der ganzen Schweiz gültig. So können Aargauer/innen auch in den Zoo oder ins Theater nach Zürich, an einen Fussballmatch nach Bern oder an ein Konzert nach Luzern gehen. Ziel ist, dass die KulturLegi so trendig und selbstverständlich wird wie die Migros Cumulus Karte.

In der Schweiz lebt etwa jede zehnte Person in einer prekären Lebenslage, und somit an der Armutsgrenze. Im Aargau sind das ungefähr 60'000 Personen, darunter viele Kulturtätige. 2008 bezogen 13'348 Personen Ergänzungsleistungen und 10'910 Sozialhilfe. Es gibt jedoch eine grosse Anzahl von Menschen, die Anrecht hätten auf Sozialhilfe oder Ergänzungsleistungen, diese aber nicht beantragen. Gerade für diese Gruppe ist die KulturLegi interessant, da die Mindestermässigung von 30 Prozent auch für teurere Angebote gilt. Bei einem Zeitungs- oder Zeitschriftenabo schenkt dies ein und ist im Portemonnaie spürbar. Die KulturLegi ist sogar eine Einkaufskarte. In den Caritas-Märkten können Lebensmittel zu deutlich tieferen Preisen als bei den Grossverteilern eingekauft werden. Seit November gibt es auch an der Rütistrasse 1 in Baden einen Caritas-Markt.

Seit der Lancierung im Aargau am 1. Januar 2011 haben über 600 Leute den persönlichen Ausweis im Kreditkartenformat beantragt. Darunter ist beispielsweise eine alleinerziehende Mutter, welche dank der

KulturLegi ihren Yoga-Kurs wieder besucht. Zusätzlich kann sie das geliebte Du-Abonnement, ein Geschenk ihrer Freundin, zum reduzierten Betrag verlängern. Das beliebteste und meistgenutzte Angebot ist das Thermalbad Schinznach. Wie in den anderen Kantonen ist die Nachfrage nach Sportangeboten zu Beginn am grössten. Je länger die Leute eine KulturLegi besitzen, je mehr nutzen sie diese auch für andere Angebote wie Theater, Konzerte und Museen.

Die KulturLegi können Menschen an der Armutsgrenze beantragen. Voraussetzung dafür ist der Nachweis, am Existenzminimum zu leben. Wer Sozialhilfe, Ergänzungsleistungen oder Stipendien erhält oder mit einer Lohnpfindung leben muss, schickt eine Kopie des entsprechenden amtlichen Entscheids oder die Bestätigung einer Fachstelle an die Caritas. Personen mit wenig Einkommen, die jedoch ohne staatliche Unterstützung leben, können ihre Anspruchsberechtigung auf unserer Website überprüfen oder sich direkt an Caritas Aargau wenden.

Caritas ist es wichtig, dass Menschen mit wenig Aufwand zu einer KulturLegi kommen. Trotzdem muss die Anspruchsberechtigung genau abgeklärt werden. Das garantieren wir unseren Anbeterspartnern. Denn es sind die Anbieter, welche die Rabatte gewähren und sich somit sozial engagieren.

ANNEMARIE HUMM IST PROJEKTLITERIN
KULTURLEGI BEI CARITAS AARGAU.

WWW.KULTURLEGI.CH/AARGAU

DIE ANGEBOTSBROSCHÜRE MIT DEM
ANTRAGSFOMULAR LIEGT BEI
BERATUNGSSTELLEN UND DEN GEMEINDEN AUF
ODER KANN BEI CARITAS AARGAU BEZOGEN
WERDEN: KULTURLEGI@CARITAS-AARGAU.CH,
TELEFON 062 822 90 10.



OX. ORT GEPFLEGTER SUBKULTUR

von Günti Zimmermann



Ein Bollwerk ist er, der Zofinger «Ochsen». Optisch, ideologisch, kulturell. Und dennoch ist er auch nach 30 Jahren nicht dermassen gefestigt, dass er ein ruhiges Leben führen kann. Denn Kultur ist laut, eckt an, macht gar Angst...

OX. Kultur im Ochsen, der wilde Kulturverein in der Zofinger Altstadt, ist für die Bewohner der Thutstadt ein zwiespältiges Objekt: einerseits Ort der gepflegten Subkultur, andererseits aber auch Quelle subversiver Töne. Die Perspektive macht es aus. Jene der jungen, abenteuerlustigen und rastlosen Jugendlichen bewegen sich zwischen Tanzekstase, Konzerteuphorie und Flüssigernährung. Weit über 1500 Anlässe befriedigten in den letzten drei Jahrzehnten diese Bedürfnisse. Mal überzeugend, mal weniger. Immer aber etwas lockerer, unkommerzieller als bei den «grossen» Veranstaltern, die 1981 verhasste Kulturkapitalisten und deshalb ein willkommener «Ochsen»-Gründungsgrund waren, um gegen sie anzuwirken.

Für alteingesessene Zofinger kamen aus dem traditionellen Tanzsaal des Hauses hingegen subversive Töne. Genau so wie diese für die Ochsenaktivisten aus den Mündern ebenjener alteingesessenen

Zofinger kamen: «Russenmafia», «Kommunistenpack», «Drogenhöhle» – das Vokabular war stets simpel, aber erfolglos. Bis Neuzuzüger fanden, Kultur gehöre überall hin, ausser in deren Nachbarschaft. Seit sieben Jahren sind deshalb OX-Aktive, Nachbarn, Stadtbehörden, Regierungsrat und auch die Gäste rechtlich gefordert. Ist Kultur Lärm? Zofingen hat die Frage noch nicht abschliessend beantwortet, ein Konzertverbot ist nach wie vor zu erwarten.

Doch ist Kapitulation keine Option für das 30-köpfige OX-Aktivteam. Zu bedeutsam sind den 18- bis 40-Jährigen die Kulturwerte, die zu vermitteln, zu verbreiten es gilt. Von Metal bis Punk, Jazz bis Funk, HipHop bis Reggae. Ab Konserve oder direkt ab der 20m2-Bühne. Musik lebt und erhält am Leben! Auch wenn schliesslich sie es sein könnte, die beim Traditionsclub im Aargauer «wilden Westen» den Todesstoss ausführt. Doch sei an dieser Stelle versichert: Ochsen stossen zurück!

WWW.OXX.CH

GÜNTI ZIMMERMANN IST IN ZOFINGEN REDAKTOR UND SEIT 1991 OX-MITGLIED, ABWECHSELND IN PRAKTISCH ALLEN FUNKTIONEN.

FOTO: SARAH KELLER

DER GROSSE STOLZ DER OX-CREW: IN DER AHNENGALERIE IM BACKSTAGEBEREICH VEREWIGEN SICH KÜNSTLER, DIE IM KULTURLOKAL AUFGETRETEN SIND.



FOTO: NICOLE MATHYS

BLIND HINGESCHAUT

Wir leben in einer ausgeprägt visuellen Welt, in der auch kulturelle Veranstaltungen, so scheint es auf den ersten Blick, für Sehende konzipiert sind. Nicole Mathys kann sich nicht blind auf ihre Augen verlassen, denn sie ist blind. – Sie nimmt an verschiedenen Veranstaltungen im Aargau teil und schreibt anschliessend darüber, was sie «gesehen» hat: in der vierten Folge auch, wie sie Filmbilder entschlüsselt. Sie reiste ins Cinéma Odeon nach Brugg und schaute sich dort den Schweizer Film von Markus Imboden «Der Verdingbub» an.

Blind knipste Nicole Mathys die Foto.



IM BILD

von Nicole Mathys

Verbinden Sie sich bei Ihrem nächsten Kinobesuch die Augen und Sie können sicher sein, einige irritierte Blicke auf sich zu ziehen.

Kino ist mehr, als sich Bilder anzuschauen, die sich zu einer Geschichte reihen: Durch die Akustik des Films, die sich wie die Luft im ganzen Saal ausbreitet, entsteht eine von der Spannung und Neugier des Publikums noch weiter aufgeladene Wolke des Geschehens. In dieser Wolke befinde ich mich. Neben, hinter und vor mir wird ebenfalls an diesem Geschehen gebannt teilgenommen. Es gibt jetzt kein Wegkommen. Der Film läuft und ich werde mitgetragen in diese andere Realität zu dem Ort des Geschehens und in das Denken und Fühlen der Protagonisten.

Allerdings löst ein Film bei mir nur dann etwas aus, wenn er genügend Hörspiel ist, wenn also genug gesprochen wird und ich dem Wechsel der Szenen folgen kann. Je weniger Wechsel und je mehr Dialoge, umso besser. Und je besser in diesem Sinne ein Film ist, desto mehr Bilder lässt er in mir aufkommen. Ich sehe dann das Geschehen so, wie ich auch im Alltag Szenen wahrnehme. Nicht, dass ich nun die Schweine im Stall tatsächlich sehe. Ich höre, rieche sie, spüre ihre warme Ausdünstung, bin dort, wo auch der Protagonist ist und schlüpfte mit meiner eigenen Wahrnehmung sozusagen in ihn hinein. Genau so sehe ich zwar das alte, ratternde Postauto nicht, aber ich rieche das Benzin. Es sind Erinnerungen, Überlieferungen von schon Gehörtem und Vorstellungen, was sich zu einer neuen Realität vermischt. Diese Realität ist das, was ich als Bild bezeichne. Wenn mir in einem Film nicht klar ist, was nun abgeht, dann verlieren sich auch die Bilder und ich falle aus dem Geschehen raus. Ein kurzes Nachfragen, eine kleine Erklärung schleudert mich sofort wieder direkt hinein ins Bild, und somit in die Realität des Filmes zurück.

Beim Film «Der Verdingbub» brauchte es einige Hinweise meiner Nachbarin, damit ich im Bild bleiben konnte. Der Film ist realitätsgetreu und entsprechend wortkarg. Ein solch dunkles Kapitel wie das des Verdingkinderwesens konnte nur deshalb bis in die 1970er-Jahre praktiziert werden, weil geschwiegen und weggeschaut wurde.

Der Film schaut hin. Er geht unter die Haut, auch wenn ich nicht sehe, was sich auf der Leinwand tut.

NICOLE MATHYS IST RUSSISTIN UND ETHNOLOGIN.
SIE LEBT IN OSTERMUNDIGEN.

MUSIK IM ZENTRUM

Kolumne von Jane Wakefield

Sie jauchzen, sie reden und diskutieren, ausgelassen singen sie im Chor und tanzen dazu im Kreis. Das klingt nach viel Spass, nach Freude und Lebensfröhlichkeit.

Allerdings nicht für Werner S. nachts um 02:14 Uhr an der Pelzgasse in der Innenstadt. Für den «klingt» gar nichts mehr, da lärmts nur noch! Kerzengerade steht er im Bett. Schon wieder. Vorletztes Wochenende, letztes Wochenende, dieses Wochenende... wann hört das endlich auf? Und los geht die eingeübte Maschinerie: der Griff zum Telefon. Die Stadtpolizei ist mittlerweile auf Speicherplatz 3, noch vor Tante Liselotte, allzeit anwählbar. «Grüezi, do esch Schällerbärg, Sie, jetzt göht das scho wieder los!»

Ein paar «Schellenberg» später und das Clubsterben beginnt. So geschehen in Bern, Probleme auch in Zofingen, St.Gallen und Genf in Sicht- beziehungsweise Hörweite und von vielen anderen Schweizer Städten ganz zu schweigen. Die Nachtkultur hat Mühe, ihren Platz im Stadtzentrum zu verteidigen. Rechts überholt von der urbanen Entwicklung steht sie schutzlos ausgeliefert den schön zusammengeführten Wohn- und Gewerbebezonen im Weg. Da drin hat alles Platz, was vom braven Familienleben über die pädagogisch wertvolle Begegnungszone bis hin zu Arbeitsplätzen geht – nur nicht die ausgelassene Nachtkultur. Zu laut, zu dreckig, zu unangepasst. Kultur? Ja bitte, aber leise und adäquat. – Soll etwas los sein? Auf jeden Fall, aber gerne dann, wenn ich Zeit und Lust auf Entertainment habe. – Soll die Stadt lebendig sein? Klar, und wie wäre es nebst dem Italiener und dem Asiaten noch mit einem griechischen Restaurant...?

Das Stadtzentrum heisst doch deshalb Zentrum, weil man dort zusammenkommt. Schon in früheren Zeiten waren die Plätze und Gassen im Stadtkern die Orte, wo das gesellschaftliche Leben stattfand. Dort hielt die Bevölkerung die Märkte ab, inszenierte Spiele, machte Musik und feierte Feste. Wieso sollte das heute anders sein? Die Menschen sollen sich in der Mitte begegnen können, sich austauschen und gemeinsam fröhlich sein. An Konzerten treffen Generationen und Meinungen aufeinander: Musik verbindet und bewegt. Die Musikkultur darf darum nicht marginalisiert und an den Stadtrand oder gar hinaus in die Industriezonen gedrängt werden. Nein, sie muss in der gesellschaftlichen Mitte stattfinden – inklusive all ihrer Nebengeräusche – und als wichtiger Bestandteil des Stadtlebens akzeptiert und gefördert werden. Das bedeutet aber nicht ein bedingungs- und kompromissloses Clubleben ohne Rücksichtnahme, sondern ein friedliches und befruchtendes Nebeneinander von Wohnen, Arbeit und Kultur. Konzertclubs wie der OX (noch...) mitten in Zofingen oder das kurz vor der Schliessung stehende Sous Sol in der Berner Innenstadt sind wichtige Treffpunkte und Orte des Austausches. Ohne solche Lokale verliert eine Stadt ihre Vielfalt, ihre Lebendigkeit und Identität – um nicht zu sagen ihr Lebenselixier.

JANE WAKEFIELD IST GESCHÄFTS- UND PROGRAMMLEITERIN
BEI DEN WINTERTHURER MUSIKFESTWOCHEN,
CONFERENCE-LEITERIN BEI M4MUSIC UND VIZEPRÄSIDENTIN
DES DACHVERBANDES DER MUSIKCLUBS PETZI.



A*

Auswahl 11

Aargauer Künstlerinnen und Künstler

Gast: île flottante | Nica Giuliani & Andrea Gsell

3.12.2011 – 8.1.2012

Winterwelten

aus der Sammlung

3.12.2011 – 22.4.2012

*Aargauer Kunsthaus / Aargauer Kuratorium

Aargauerplatz CH-5001 Aarau
Di – So 10 – 17 Uhr Do 10 – 20 Uhr
www.aargauerkunsthaus.ch

île flottante
Nica Giuliani & Andrea Gsell
Handlungsanweisung, 2011
Foto: Thomas Widmer

UM RI **KU** TO **RA**
Aargauer
TO RA KU **RI** **UM**

Wer Kultur hat, wirbt im KULTURPOOL

Produkt- und Tarifübersicht 2011/2012

www.kulturpool.biz



INSERATE

ST. JAKOB Arena BASEL
6. 1. 2012 – 17.00 und 20.30 Uhr



Ode an die Freude

Neujahrskonzert des Berner Symphonieorchesters

So, 01. Januar | Mo, 02. Januar 2012

17h00, Kultur-Casino Bern

bso *
berner
symphonie
orchester

*Konzert Theater Bern

www.bernorchester.ch

G. Herbig Dirigent | M. Diener Sopran | M.-C. Chappuis Mezzo-Sopran
D. Wortig Tenor | D. Roth Bass-Bariton | Oratorienchor Bern

Ludwig van Beethoven
Symphonie Nr. 9 d-Moll op. 125

Karten: BERN BILLETT, Nägeligasse 1A
T: 031 329 52 52 | www.bernbillett.ch

Eindruckliche Gesamtschau



Das Kloster Muri
Geschichte und Gegenwart der Benediktinerabtei

Bruno Meier
2011, 168 S., 193 Abb., gebunden, Fr. 58.–

Fixfertig auf den Teller



Hero – seit 1886 in aller Munde
Von der Konserve zum Convenience Food

Hg. Isabel Koellreuter, Martin Lüpold, Franziska Schürch
2011, 160 S., 197 Abb., gebunden Fr. 48.–

50 Jahre Kanti Baden



Bildung und Gesellschaft
Zur Geschichte der Kantonsschule Baden 1961–2011

Hg. Nicole Schwager, Hans Rudolf Stauffacher, Zsolt Keller
2011, 224 S., 84 Abb., gebunden Fr. 48.–



hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte GmbH
Postfach, CH-5405 Baden, Tel. +41 56 470 03 00, Fax +41 56 470 03 04
Bestellungen per E-Mail: order@hierundjetzt.ch

www.hierundjetzt.ch

claro
FAIR TRADE

fair schenken !

Wir handeln fair für Mensch und Umwelt.

claro Laden
Stadhöfli 3
beim Theater Tuchlaube
5000 Aarau
062 824 91 60

Öffnungszeiten Dezember
Mo: 14.00 - 18.30 h
Di-Fr: 09.00 - 12.00 h
14.00 - 18.30 h
Sa: 09.00 - 16.00 h

ELIAS
Oratorium von Felix Mendelssohn Bartholdy

aargauer kantorei

AARGAUER KANTOREI
KANTOREI GROSSMÜNSTER
LA CHAPELLE ANCIENNE
Kantor Daniel Schmid Leitung

PASSIONSKONZERTE 2011

Stadtkirche Aarau
Donnerstag, 8. Dez. 19.30 Uhr

Stadtkirche Aarau
Freitag, 9. Dez. 19.30 Uhr

Stadtkirche Zofingen
Samstag, 10. Dez. 19.30 Uhr

Grossmünster Zürich
Sonntag, 11. Dez. 17.00 Uhr

VORVERKAUF Tel. 062 897 51 21
(Mo–Fr 17.30–19.00 Uhr)
www.aargauerkantorei.ch

Konzerttickets zum Preis eines Busbillets.

KulturLegi
Aargau

*Schmales Budget, volles Programm

www.kulturlegi.ch/aargau **CARITAS**

Ihr Druckpartner für höchste Ansprüche

DRUCK VERLAG

EFFINGERHOF NEUE MEDIEN

Effingerhof AG
Druck – Verlag – Neue Medien
Storchengasse 15
5201 Brugg

T +41 56 460 77 77
F +41 56 460 77 70

info@effingerhof.ch
www.effingerhof.ch
www.printshop-kmu.ch